

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 4 (1991)
Heft: 4

Artikel: Museum der Arbeit : Baukunst mit Brüchen
Autor: Flagge, Inbeborg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-119404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Baukunst



Das «Museum für Technik und Arbeit» in Mannheim ist ein überdurchschnittlicher Bau. Überdurchschnittlich waren aber auch die Erwartungen, die in die Arbeit der Architektin Ingeborg Kuhler gesetzt wurden. Sie sind denn auch nicht ganz alle erfüllt worden.

Wer in dunkler Nacht am hell erleuchteten, langgestreckten Bau des neuen «Landesmuseums für Technik und Arbeit» in Mannheim vorbeifährt und sieht, wie sich die glänzende Schönheit im kleinen See spiegelt, glaubt eine strahlende Architekturvision vor sich. Auch wer Fotos des transparenten Baus betrachtet, hofft, hingerissen von der kühlen Eleganz und weissen Strenge, dass mit diesem Gebäude dem einzigartigen «Museum für Kunsthandwerk» von Richard Meier in Frankfurt die längst fällige, qualitätsvolle Konkurrenz erwüchse. Genau dies waren die Erwartungen, die eine hochgespannte Fachwelt nach der Wahl des ungewöhnlichen Entwurfs von Ingeborg Kuhler im Wettbewerb 1982 hatte. Schliesslich verwies die eher unbekanntere Berliner Architektin renommierte Kollegen wie Behnisch und Pechl auf die hinteren Plätze.

Sowohl unter städtebaulichen als auch architektonischen Erwägungen versprach der prägnante, vertikal geschichtete Baukörper

in seiner komplexen Ordnung und Dynamik eine bauliche Offenbarung zu werden. Im Niemandsland des östlichen Mannheimer Stadteingangs zwischen Schnellstrassen, Eisenbahnschienen, Fabriken und x-beliebigen Verwaltungsgebäuden ist der Bau ganz zweifellos ein einsamer architektonischer Höhepunkt, der, wie die Jury hoffte, «dem heterogenen städtischen Raum Ordnung und Gewicht gibt».

Dennoch: Das monumentale Gebäude erfüllt die überspannten Prophezeiungen, die hier ein Bauwunder des ausgehenden 20. Jahrhunderts entstehen sahen, nicht. Zu sehr fallen die prägnante Grossform und zahlreiche nachlässige Details im Innern auseinander. Ingeborg Kuhlers Wettbewerbsbeitrag war für die Jury eine echte Überraschung. Während fast alle Konkurrenten entsprechend der Ausschreibung niedrige Gebäude mit einem zum Teil abenteuerlichen Flächenverbrauch von mehr als 4 ha vorschlugen, präsentierte die Berliner Architektin einen länglichen,

schmalen Hochbau, der entlang der A 656 wie eine weisse, durchsichtige Mauer wirkt. Trotz aller Anerkennung der Jury – «Wechselspiel von Bewegung und statischem Verharren», «Der Besucher erlebt eine Fülle von Ein- und Ausblicken, während er sich über Rampen und Treppen hinauf- und hinabgelockt fühlt. Jede Station, die er berührt, wird zum besonderen Ort», «Das Ganze ist ein Haus oder besser ein Gebilde, das zu durchwandern Spass, wenn auch Mühe macht!» – bedurfte es einer zweiten Überarbeitungsphase der ersten vier Projekte, um das Preisgericht in seiner gespaltenen Philosophie – hier das flächig sich in der Ebene entwickelnde Museum, dort die «Kühnheit der vertikalen Stapelung» – dazu zu bewegen, dem mutigen Entwurf der Frau aus Berlin den Zuschlag zu geben. Ingeborg Kuhler hat ihrem kühnen, sich von jedem anderen Museum unterscheidenden Bau «Keil und Hammer, schiefe Ebene und Hebelarm» zugrunde gelegt, Symbole dessen, womit sich das Museum inhaltlich beschäftigt.

mit Brücken

eine monumentale Treppe, die ihn auf eine grosse, leere Eingangsebene entlässt. Dem Kopfbau folgt der Logik der Architektin entsprechend das Brückenbauwerk, das ihn an den Ausstellungsbau andockt. Dieser erweitert sich in der Mitte zu einem Rechteck, dessen aufwendige Konstruktion – Gründach, überdimensionierte Rampen – verwundert. Hinter diesem Querbau verjüngt sich der Bau wieder und geht in die Depot- und Werkstatt Räume über. Ein Geleise, das hier aus dem Museumsgebäude heraus in den Park führt, hält den Bau mit der ihn umgebenden Landschaft wie an einer Leine.

Wer das hohe Forum mit dem hellblauen Fussboden betritt und von dort mit einem der Aufzüge ins oberste Geschoss fährt, wo der Rundgang durch das «arbeitende Museum» beginnt, erkennt auf einen Blick das Weltordnungsprinzip der Architektin, das dem Kanal, der Schiene, dem Damm, der Brücke folgt. In einer Raumzeit-Spirale führt der drei Kilometer lange Weg von oben nach unten durch die Stationen der Industrialisierung. Der Besucher

durchwandert der Länge des Gebäudes nach die Ausstellung, deren teilweise wenig belangvolle Exponate manchmal am Aufwand für den Museumsbau zweifeln machen.

Hell und überzeugend die zweiseitig belichteten Ausstellungsräume, die einen ständigen Blick nach draussen gewähren, wie wenn die ausgestellte Geschichte visuell verklammert werden sollte mit der Alltäglichkeit von Strassen, Verkehr, Häusern, Feldern, Schornsteinen.

Am Ende des jeweiligen Stockwerks führt eine lange, schräge Rampe zurück zum nächsten Geschoss: eine originelle, aber gleichzeitig auch verschwenderi-

Das Museum in der Landschaft, aus der Nähe und im Grundriss (Eingangsebene)

Dies erklärt nach aussen die bewegte, ausserordentlich vielschichtige Gestalt aus auf- und absteigenden Rampen, Brücken, unterschiedlich hohen, sich verjüngenden Fensterbändern. Die wenigen geschlossenen Mauerflächen halten das transparente Gebilde in sicherem Gleichgewicht. Das Gebäude ist eine Stahlskelett-Verbundkonstruktion – ein reiner Stahlbau verbot sich hier aus Gründen des Brandschutzes. Hinter der kühlen Fassade des Kopfbaus à la Bauhaus, die mit weiss glasierten Ziegeln mit zartblauen Werksteinakzentuierungen verkleidet ist, vermutet man keinen fast 200 Meter langen Riesenbau, der sich nach hinten wie ein Keil verjüngt. Rechts vom Kopfbau mit Bibliothek und Verwaltung steht, durch einen Hof getrennt und eine Brücke angebunden, das wesentlich niedrigere Studio des Süddeutschen Rundfunks, das in Gestalt und Material dem Museum ähnelt, aber lange vorher fertig wurde.

Von der Stadtseite her nähert sich der Besucher dem Kopfbau über

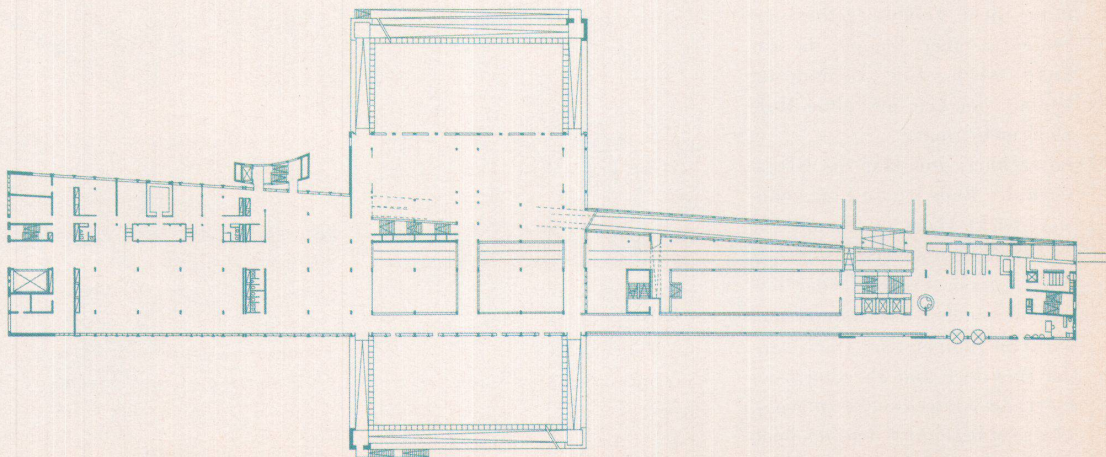
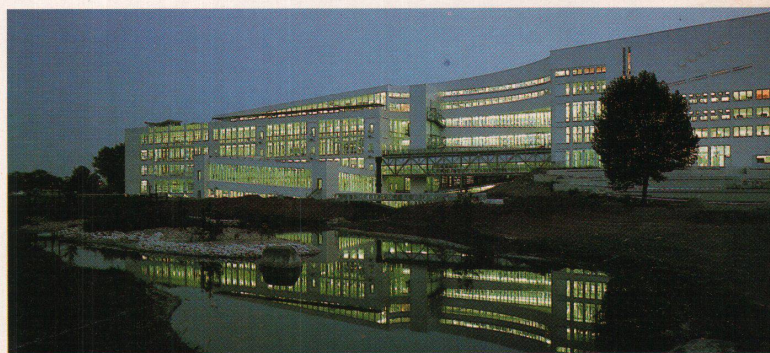
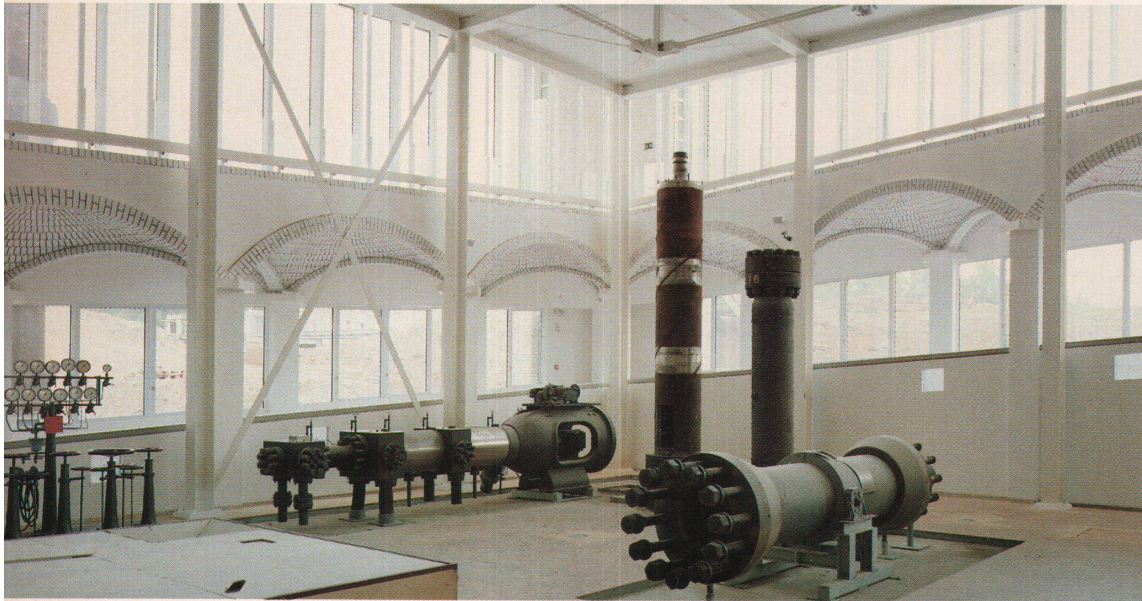


BILD: IVAN NEMEC



Der Gewölbe- und Säulengang im Nordteil zieht die Aufmerksamkeit mehr auf sich als das teilweise eher bescheidene Ausstellungsgut.

sche Verkehrslösung, die, wie an vielen Stellen des Baus, auf Kosten der Nutzfläche geht. An umbautem Raum und Material treibt das Museum einen ungewöhnlichen Aufwand. Überhaupt weckt das Haus, dessen verschiedene Ebenen überraschende Einblicke in andere Geschosse inszenieren, Assoziationen an die suggestiven Raumfolgen von M.C. Escher. Visuell weiss man nicht immer, wie man wohin kommt.

Auf und von der Rampe erkennt man am besten die Ungelungenheiten des Baus. Das beginnt mit den von aussen rechtwinklig, von innen schräg in der Wand sitzenden Fenstern, die die Neigung der Rampe mitmachen und das Gleichgewicht des Besuchers bedrohen. Diese Rampe, die manche Rollstuhlfahrer im Schuss nehmen, endet auf der letzten Ebene unter dem Schild «gefährliche Stufe» in einer Treppe, die zur Falle wird. Ein Behinderter kommt von hier aus ohne Hilfe nicht mehr weiter.

So sachlich und klar die Grossform des Baus ist, so hingeschustert wirkt vieles im Detail. Die Stahlbrücke über einem Ausstellungsraum liegt tiefer als der Terrazzofussboden der Rampe und wirkt als Stolperstein. Die Geländer sind derb und überdimensioniert, die Abdeckungen zu gross. Das wird besonders deutlich beim Blick von oben auf die quer zum

Bau gestellte Ausstellungshalle mit ihrer hohen Wandelrampe, die prosaischerweise in ihrer gesamten Länge von Heizkörpern gesäumt wird. Nicht zu Unrecht drängte sich angesichts solcher Unstimmigkeiten einem Kritiker der Verdacht auf, die begabte Architektin habe im Innern «vor dem Ansturm der Ideen kapituliert» und ihre «kompositorische Disziplin» sei auf der Strecke geblieben. Unverständlich ist auch die grosse Cafeteria im Keller mit dem nüchternen Charme einer

ungemütlichen Kantine. Verlor die Architektin letztlich den Überblick? Verding sie sich im Netz ihres eigenen komplex-komplizierten Gefüges? Gehen die groben Detailfehler auf das Konto des Bauherrn, der Druck auf rasche Fertigstellung machte?

Alles in allem: Das Museum ist ein höchst ungewöhnlicher Bau, aber leider Baukunst mit unbefriedigenden Brüchen.

INGEBORG FLAGGE ■

Blick in zwei der Galerien im Ausstellungshaus (Ebene 15 und 20, Bild rechts) und auf eine einzelne Ausstellungseinheit (Ebene 10, links)

